

Digitale Geisteswissenschaften: Offene Fragen – schöne Aussichten

Fotis Jannidis

In den letzten zehn Jahren sind die digitalen Geisteswissenschaften von einem Randphänomen zu einem der sichtbarereren Felder kultur- und geisteswissenschaftlicher Forschung geworden. Jeder Erfolg ist von Kritik begleitet, und inzwischen kann man auch schon einige Topoi der Kritik an den Digital Humanities identifizieren, die sich entweder gegen die gesamte Richtung oder einige ihrer Teilfelder richtet. Dabei soll nicht unterstellt werden, dass die Digital Humanities ein klar umrissenes Forschungsfeld sind. Es gehört vielmehr zum Selbstverständnis vieler, die darin aktiv sind, dass unter dieser Bezeichnung wie in einem großen Zelt viele verschiedene Interessen und Arbeitsweisen ihren Platz haben. Entsprechend richtet sich die Kritik zumeist nur auf einen Teil der Aktivitäten, auch wenn der Angriff gegen die Digital Humanities insgesamt geführt wird. Diese Eingemeindung aller Verdächtigen kann man etwa in Uwe Jochums Pamphlet zum Open Access finden, wenn der Gegner, dem schon auf der zweiten Seite nachgesagt wird, er unterstütze Raub und Erpressung, als die »Digitalisierungsgemeinde« bezeichnet wird.¹ Am Anfang waren vor allem diejenigen betroffen, die an digitalen Editionen arbeiteten. Sie wurden von den Anhängern des traditionellen Buchwesens oft in die Rolle gedrängt – oder übernahmen sie von sich aus –, digitales Publizieren im Allgemeinen und nicht nur in Bezug auf den sehr speziellen Fall von Editionen zu verteidigen. In den letzten Jahren geht es dagegen vor allem um die Frage, welche Rolle größere Text- oder Bildsammlungen – oder allgemeiner: Datensammlungen, aber der Begriff »Daten« ist bereits parteiisch –, vor allem aber quantitative Analyseverfahren in der Arbeit der Geisteswissenschaften spielen können. Nicht wenige der Angriffe verwenden eine ungewöhnlich aggressive Sprache. Schon bevor man etwa Michael Hagners *Zur Sache des Buches* aufschlägt, wird einem mitgeteilt, dass das gedruckte Buch »die moralische Ökonomie der Geisteswissenschaften« prägt.² Hier wird nahegelegt, dass es sich zumindest für die eine Seite um einen Krieg handelt, in dem die heiligsten Güter gegen die

¹ Uwe Jochum: »Open Access«. Zur Korrektur einiger populären Annahmen, Göttingen 2009, S. 11.

² Klappentext von Michael Hagner: *Zur Sache des Buches*, Göttingen 2015.

amorphen Haufen digitaler Barbaren zu verteidigen sind. Die meisten Vertreter³ der digitalen Geisteswissenschaften sehen sich allerdings selbst in erster Linie als Geistes- und Kulturwissenschaftler und gerade nicht als Außenstehende; vor allem geht es den allermeisten nicht um Zerstörung, sondern darum neue Verfahren für ihre Fächer zu entwickeln und zu erproben, also um eine Erweiterung des Methodenspektrums. Die Annahme, dass die digitalen Geisteswissenschaften die nicht-digitalen Geisteswissenschaften ersetzen oder ablösen wollen, findet sich fast ausschließlich bei deren Gegnern, während die Vertreter der Digital Humanities nahezu durchweg betonen, dass es ihnen um eine Ergänzung geht.

Die im Folgenden aufgeführten Topoi der Kritik beziehen sich vor allem auf die quantitative Arbeit. Sie sind in vielerlei Hinsicht irrelevant für das Arbeitsfeld der digitalen Edition, um das es aber in den letzten Jahren auch schon deutlich ruhiger geworden ist, vielleicht weil bereits seit mehr als 25 Jahren digitale Editionen publiziert werden. Ich greife nur jene Topoi auf, die über diejenigen der allgemeinen Technologiekritik hinausgehen, wie Kathrin Passig sie so erhellend zusammengestellt hat.⁴

1. »Das wussten wir schon vorher«

Eine nicht seltene Reaktion nicht-digital arbeitender Geisteswissenschaftler auf Ergebnisse der Digital Humanities besteht in der Feststellung, das habe man schon vorher alles gewusst: »Digital analysis of literature tells us what we already know«, heißt es etwa bei Kirsch.⁵ Das tückische Schlüsselwort ist hier das Wort »Wissen«. Oft bedeutet es in so einem Zusammenhang nicht viel mehr als: »Diese Aussage habe ich schon einmal gehört«, wobei damit nicht verbunden ist, dass sie auch für wahr gehalten wird. In der Regel kursieren im Fach⁶ auch andere, sogar wider-

³ Hier und im Folgenden wird aus Gründen der besseren Lesbarkeit das generische Maskulinum verwendet. Gemeint sind stets alle Geschlechter.

⁴ Kathrin Passig: Standardsituationen der Technologiekritik, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 63/727 (2009), S. 1144–1150. Siehe dazu auch die deutlich um selbstkritische Passagen erweiterte Fassung in Kathrin Passig: Neue Technologien, alte Reflexe (2013), unter: http://kathrin.passig.de/texte/standardsituationen_der_technologiekritik.html und <https://goo.gl/wucj7B>.

⁵ Adam Kirsch: Technology Is Taking Over English Departments. The false promise of the digital humanities, in: The New Republic (May 2, 2014), unter: <https://newrepublic.com/article/117428/limits-digital-humanities-adam-kirsch>.

⁶ Wenn im Folgenden von »Fach« oder »Disziplin« die Rede ist, sind damit die Literaturwissenschaften gemeint. Die angesprochenen Diskussionen und Problemstellungen sind aber für fast alle Fächer innerhalb der Geistes- und Kulturwissenschaften relevant und finden dort auch statt.

sprechende Aussagen über den jeweiligen Gegenstand, die den gleichen Status des ›Wissens‹ haben. Manchmal bedeutet ›Wissen‹ aber auch, dass die jeweilige Aussage nicht nur bekannt ist, sondern auch für wahr gehalten wird. In beiden Fällen trägt aber ein Ergebnis, das mit, sagen wir einmal sehr generisch, ›digitalen‹ Mitteln gewonnen wurde, sachlich zur jeweiligen Diskussion bei – eben weil dieses Ergebnis mit anderen Verfahren als den bisher üblichen erreicht worden ist. Man kann es also als eine Art Kreuzpeilung auffassen. Damit ist hier ganz ausdrücklich nicht gemeint, dass das Wissen ›empirischer‹ und damit irgendwie qualitativ besser sei. Vielmehr ist damit gemeint, dass das Ergebnis eventuell dadurch robuster ist, dass man auf zwei unterschiedlichen Wegen zum gleichen Ziel kommt. Vielen, die im Bereich der digitalen Geisteswissenschaften arbeiten, scheint dieser – vielleicht aus anderen Perspektiven erscheinende – Zuwachs an Wissen durchaus wertvoll, insbesondere wenn man auf diese Weise eine bestimmte Aussage aus konkurrierenden, sich teilweise widersprechenden Aussagen herausheben kann.

2. ›Die Themen der Digital Humanities sind veraltet‹

Behauptet wird, die digitalen Geisteswissenschaften würden sich mit Themen beschäftigen, die in den nicht-digitalen Geisteswissenschaften keine Rolle mehr spielen würden. Das gelte etwa für die Grundbegriffe ›Autor‹ oder ›Stil‹. Ein erstaunlicher Vorwurf, schon weil die meisten Geistes- und Kulturwissenschaftler in anderen Kontexten eine Abbildung der Fachgeschichte auf eine simple Fortschrittserzählung strikt zurückweisen würden, hier aber genau ein solches Denkmodell bemühen. Ich wiederum bin durchaus der Meinung, dass es auch Fortschritte im Fach gibt, aber die Abkehr des Fachs von bestimmten Konzepten in vielen Fällen auch ganz anders motiviert sein kann, etwa durch die Dominanz von Theorien, die sich in einigen Bereichen als fruchtbar erweisen und die jeweiligen Konzepte für obsolet erklären, oder dadurch dass eine fruchtbare Anwendung erst durch die Entwicklung weiterer intellektueller Werkzeuge möglich wird. Auch wenn es zutrifft, dass die digitalen Geisteswissenschaften sich zum Teil mit Themen befassen, die in Debatten nicht-digitaler Forscher kaum mehr behandelt werden, wird erst dann ein berechtigter Vorwurf daraus, wenn man unterstellt, dass diese Themen bereits intellektuell erschöpfend bearbeitet wurden oder sich als unbrauchbar bzw. nicht ergiebig erwiesen haben. Eben diese Annahme ist fachgeschichtlich wohl kaum haltbar.

Im Falle des Autorkonzepts etwa schlägt sich die poststrukturalistische Kritik schon lange in einem eher diffusen Vermeidungsverhalten nieder, das aber zumeist nur die explizite Referenz, nicht jedoch die implizite Bezugnahme auf den Autor betrifft. Die entsprechenden Widersprüche im argumentativen Ver-

halten sind schon vor geraumer Zeit ausführlich beschrieben worden.⁷ Und tatsächlich gibt es auch schon seit langer Zeit Einspruch von Seiten der Stilometrie gegen bestimmte Überspitzungen z. B. in Foucaults wissenschaftshistorisch sonst so fruchtbar gewordenem Aufsatz *Was ist ein Autor?*.⁸ Etwas vereinfacht könnte man sagen: Wir verstehen heute mit Foucault sehr viel besser, dass ›Autor‹ kein naiv in der Sache gegebener Begriff ist, sondern eingebettet ist in historisch wandelbare Kontexte, die weitgehend bestimmen, was für Eigenschaften einem Autor zugeschrieben und welche Operationen mit dem Konzept als angemessen angesehen werden. Zugleich aber können wir gegen Foucault auch ganz gut zeigen, dass der Umgang mit Sprache sich tatsächlich auch auf der individuellen Ebene erfassen lässt und keineswegs durch allgemeinere Konzepte wie Diskurs, Gattung usw. restlos abgedeckt wird. Daraus ergibt sich keineswegs die Rückkehr zu einem naiven Autorbegriff, sondern vielmehr der Blick auf ein komplexes und weitgehend unerschlossenes Forschungsfeld, in dem sich diese Interaktionen von individuell realisierten Wahlakten im Rahmen von überindividuell bestimmten Grenzen von Paradigmen jeweils genauer beschreiben lassen. Anzunehmen, dass das Thema ›Autor‹ heute keine Rolle mehr spielen solle, schreibt einigen Autoritäten insbesondere des Poststrukturalismus eine seltsam überhöhte Rolle zu, was sich mit dem wissenschaftlichen Geist einer ständigen kritischen Überprüfung schlecht verträgt.

Etwas anders verhält es sich meines Erachtens mit dem Thema ›Stil‹, das vor einigen Jahrzehnten mit zu der Zeit guten Gründen von einer großen Mehrheit des Fachs als eher unwissenschaftlich, da kaum intersubjektiv beschreibbar, aus dem Themen- und Methodenvorrat der Disziplin ausgegrenzt wurde. Die Stilometrie nun kann einen integralen Stilbegriff nicht abbilden, aber sie kann Aspekte des Konzepts in zwei Richtungen intersubjektiv belastbar zugänglich machen. Zum einen funktioniert die Zuschreibung von Texten im Kontext der Autorschaftsattributions erstaunlich gut, wobei üblicherweise vor allem die Verteilungen der häufigsten Wörter als Anzeichen für einen individuellen Stil herangezogen werden.⁹ Das betrifft eine sehr spezialisierte Fragestellung etwa im Rahmen von

⁷ Simone Winko: Autor-Funktionen. Zur argumentativen Verwendung von Autorkonzepten in der gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Interpretationspraxis, in: Heinrich Detering (Hg.): Autorschaft. Positionen und Revisionen. Akten des DFG-Symposiums Salza, September 2001, Stuttgart 2002, S. 334–354.

⁸ Michel Foucault: Was ist ein Autor?, in: Fotis Jannidis u. a. (Hg.): Texte zur Theorie der Autorschaft, Stuttgart 2000, S. 198–229; John F. Burrows: Computers and the Idea of Authorship, in: Fotis Jannidis u. a. (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs, Tübingen 1999, S. 167–182; Fotis Jannidis: Der Autor ganz nah – Autorstil in Stilistik und Stilometrie, in: Matthias Schaffrick und Marcus Willand (Hg.): Theorien und Praktiken der Autorschaft, Berlin 2014, S. 169–195.

⁹ Patrick Juola: Authorship Attribution, in: Foundations and Trends in Information Ret-

Editionen, in denen bei anonym publizierten Texten zu entscheiden ist, ob sie in die Edition aufgenommen werden sollen. Aber auch das gehört zum Geschäft des Literaturwissenschaftlers. Zum anderen können bestimmte Aspekte des Stils, z. B. Diversität des Vokabulars oder Komplexität der Syntax, empirisch erhoben werden. Das erlaubt es etwa, Annahmen über spezifische Eigenschaften des Stils von bestimmten Autoren (sind die Sätze von Thomas Mann wirklich komplexer gebaut als die von Hermann Hesse?) ebenso zu überprüfen wie allgemeinere Annahmen (ist die Sprache der Kolportageliteratur wirklich schlichter als die der Hochliteratur?).

3. »Das ist (Neo-)Positivismus und den Gegenständen der Geistes- und Kulturwissenschaft nicht angemessen«

Meiner Erfahrung nach ist diese Behauptung eigentlich nie als Einladung zu einer wissenschaftshistorischen Debatte über die relativen Stärken und Schwächen des Positivismus des 19. Jahrhunderts zu verstehen, vielmehr ist »Positivismus« hier wie spätestens seit dem Positivismusstreit der 1960er Jahre ein Etikett der Gegner für eine Position, die »oberflächlich« und dem Gegenstand unangemessen sowie dem eigenen »tieferen« Zugang unterlegen ist; angesichts der negativen Assoziationen, die »Positivismus« für viele Geisteswissenschaftler hat, entbehrt es nicht einer gewissen Ironie, dass Adornos Positivismusvorwurf gegen Popper auf einer sehr voraussetzungsreichen geschichtsphilosophischen Konstruktion beruhte, die heute nur noch wenige Anhänger hat. Anders gesagt, es handelt sich um einen Affekt, der einer Ablehnung entspringt, die – so fasse ich das Ergebnis mehrerer Gespräche zusammen – drei argumentative Grundlagen hat: Quantitative Verfahren sind dem Gegenstand nicht angemessen, a) weil diese stets in einem Akt des Verstehens kontextualisiert werden müssen, b) weil es sich bei den Gegenständen der kulturellen Überlieferung um jeweils einzigartige Objekte handelt, c) weil es sich um ästhetische Objekte handelt. Das sind drei interessante Argumente, aber sie verfehlen das Arbeiten der quantitativen Geisteswissenschaften. Sie implizieren nämlich, das quantitative Arbeiten solle das qualitative ersetzen. Im Extremfall wird angenommen, der Computer solle Texte interpretieren. Es ist aber Konsens unter denjenigen, die diese Verfahren anwenden, dass das nicht das Ziel ist. Vielmehr geht es um eine Anreicherung der Beschreibung – sei es um besser

rieval 1/3 (2006), S. 233–334; Stefan Evert u. a.: Understanding and explaining Delta measures for authorship attribution, in: Digital Scholarship in the Humanities 32/Issue suppl_2 (2017), S. ii4–ii16, unter: https://academic.oup.com/dsh/article/32/suppl_2/ii4/3865676.

kontextualisieren zu können, historisch individuelle Artefakte in einer reicheren Beschreibung umfassender ins Verhältnis zu anderen setzen zu können oder ästhetische Strukturen dichter zu erfassen. Natürlich gibt es dabei auch Vertreter, zum Beispiel der *Computational Literary Studies*, die sich eine größere Genauigkeit von den digitalen Instrumenten erhoffen – ein Bedürfnis, das man durchaus im Kontext eines von manchen als beliebig wahrgenommenen poststrukturalistisch geprägten kulturwissenschaftlichen Mainstreams sehen darf –, aber das ist nur eine mögliche Position innerhalb des Feldes. Ihr stehen andere Positionen entgegen, die sich dem explizit widersetzen.¹⁰ Kurzum, hierbei handelt es sich, auch wenn die Nähe des Computers zu Akten des Zählens für manchen größere Genauigkeit suggeriert, keineswegs um ein essentielles Moment des Feldes.

Anders als es in den Streitschriften gegen die digitalen Geisteswissenschaften und insbesondere gegen die der quantitativ arbeitenden Digital Humanities öfter anklingt, ist den meisten Vertretern des Feldes sehr klar, dass wir noch immer in einer Phase der Entdeckung sind, in der wir aushandeln, »how we are to weave computing into our practices – especially the interpretation of texts, one of the central activities of the humanities«.¹¹ Nur werden hier die Grenzen anders gezogen. Es geht nicht mehr darum, ob digitale Texte und Methoden überhaupt nützlich sind, sondern welchen Nutzen sie noch haben könnten – außer dem, der jetzt schon deutlich erkennbar ist.

Schon die einfache Suche in einer großen Fülle von Büchern, wie sie Google Books zur Verfügung stellt, hat das Methodeninventar vieler Geisteswissenschaftler deutlich ergänzt. Zahlreiche neue Quellen wurden und werden wieder ans Tageslicht gefördert und eingearbeitet. Nur die wenigsten Forscher weisen nach, wie sie die Texte gefunden haben, so dass diese Veränderung der Praxis sich eher im Gespräch als in der Lektüre erschließt. Die Suche nach Mustern, das Gruppieren aufgrund gemeinsamer Merkmale, die Analyse der Faktoren, die Texte einer gemeinsamen Klasse zuweisen – all das hat viele Einzelergebnisse erbracht, die man in den inzwischen reichlich vorliegenden Publikationen nachlesen kann.¹² Ich gehe wie viele andere davon aus, dass die Fähigkeit, einzelne Texte zu inter-

¹⁰ Stephen Ramsay: *Reading Machines. Toward an Algorithmic Criticism*, Urbana/Chicago/Springfield 2011.; Geoffrey Rockwell und Stéfan Sinclair: *Hermeneutica. Computer-Assisted Interpretation in the Humanities*, Cambridge, Mass. 2016.

¹¹ Rockwell und Sinclair: *Hermeneutica* (wie Anm. 10), S. 192.

¹² Zum Beispiel in den Zeitschriften »Digital Scholarship in the Humanities«, »Journal of Cultural Analytics« oder »Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften« sowie etwa in Matthew Jockers: *Macroanalysis. Digital Methods and Literary History*, Chicago 2013; Andrew Piper: *Enumerations. Data and Literary Study*, Chicago 2018; Ted Underwood: *Distant Horizons. Digital Evidence and Literary Change*, Chicago/London 2019. Dass nicht jedes Einzelergebnis weltverändernd ist, haben diese Arbeiten mit denen der nicht-digitalen Geisteswissenschaften eher gemein, als dass es sie davon unterscheiden würde.

pretieren, erst einmal und voraussichtlich auch noch längere Zeit die Domäne des Menschen bleibt. Die Stärken des Computers kann ein Forscher erst dann ausspielen, wenn er zahlreiche Texte untersucht – und eben das ist in den letzten Jahren durch immer größere werdende Textsammlungen möglich geworden. Ted Underwood etwa zeigt in seinem eben publizierten Buch *Distant Horizons*, dass der englischsprachige Roman sich zwischen 1750 und 1950 immer weiter von Erzählmustern der Biographie und anderer Formen nichtfiktionalen Erzählens entfernt und auf die Beschreibung von Körpern, physischen Handlungen und unmittelbaren Sinnesindrücken an einem bestimmten Ort und an einer bestimmten Zeit spezialisiert hat.¹³ Er belegt einen basalen langfristigen Trend der englischsprachigen Literaturgeschichte, der viele einzelne Epochen und Strömungen übergreift und den in dieser Form noch niemand gesehen hat. Gerade für eine Literaturgeschichte, die mehr sein will als eine Aneinanderreihung von diversen Einzeltextinterpretationen, die ihre Kohärenz durch die Einheiten des Kontexts (zum Beispiel Sozialgeschichte oder Ideengeschichte oder Poetikgeschichte) gewinnt, sind die Methoden der quantitativen Analyse von Interesse. Für mich persönlich ist es nicht nachvollziehbar, wie man diese Möglichkeiten, einen Blick in das große Unbekannte der Literaturgeschichte zu werfen, etwa mit einem kanongläubigen »Die Texte sind zu Recht vergessen« abtun kann.

Es ist sicherlich wichtig, die Bedenken und Vorbehalte gegen die Digital Humanities zu diskutieren, aber man darf dabei nicht aus den Augen verlieren, dass es eine Reihe von Konstellationen und Kraftlinien gibt, die auch die Grenzen der rationalen Auseinandersetzung sichtbar machen. Für einige der Kritiker geht es um eine nüchterne Einschätzung der Leistungsfähigkeit der Digital Humanities, für andere aber um mehr und vor allem um anderes.

Erstens: Für einen Teil der Geisteswissenschaftler, besonders für einige Vertreter künstlerischer Fächer, ist Kunst ein Gegenentwurf zu den Kräften, welche die alltägliche Welt dominieren und zu einem Zustand der Entfremdung und Inhumanität geführt haben. Technik wird als Teil dieser dominanten Kräfte wahrgenommen. Aus dieser Perspektive ist die Anwendung von computergestützten Verfahren nicht eine prinzipiell mögliche Option, deren Nützlichkeit sich im Detail zu erweisen hat, sondern ein Übergriff auf eine der wenigen Schutzzonen, in denen das eigentlich Humane artikuliert wird.

Zweitens: Die Position der Geisteswissenschaften im Verbund der Fächer wandelt sich, und der Wandel wird von vielen als zunehmender Bedeutungsverlust erlebt. Die entsprechende Bitterkeit erhält Nahrung durch zahlreiche kleine Kränkungen im universitären, z. B. durch die ungehemmte strukturelle Dauerüberlastung geisteswissenschaftlicher Fakultäten, wie auch im öffentlichen Leben, z. B.

¹³ Underwood: *Distant Horizons* (wie Anm. 12), hier besonders Chapter 1.

durch das Schrumpfen der öffentlichen Räume wie etwa des Feuilletons, in denen geisteswissenschaftliche Gegenstände gewürdigt werden. Wenn nun Ministerien, Universitätsleitungen, Förderinstitutionen und andere Akteure der Wissenschaftspolitik die digitalen Geisteswissenschaften tatkräftig fördern, wie das in den letzten 10 bis 15 Jahren geschehen ist, dann wird das nicht als Förderung der Geisteswissenschaften wahrgenommen, sondern im Kontext dieses allgemeineren Trends als Herabsetzung der nicht-digitalen geisteswissenschaftlichen Forschung.¹⁴

Drittens: In der Konkurrenz um die ohnehin stets knapper werdenden Mittel werden die digitalen Geisteswissenschaften als gefährliche Konkurrenten wahrgenommen. Gefährlich dadurch, dass ihr Anspruch auf Innovation nicht leicht zurückzuweisen ist, und dadurch, dass viele Digital Humanities-Projekte aufgrund der Kooperation von Informatikern (oder Computerlinguisten usw.) mit Geisteswissenschaftlern teurer sind. Dem könnte man entgegenhalten, dass aus der Perspektive der geisteswissenschaftlichen Fächer die Förderzuwendungen insgesamt wohl eher deutlich gestiegen sind, da durch die Digital Humanities-Projekte ganz neue Geldquellen von staatlicher und nicht staatlicher Seite erschlossen wurden. Aber das ist aus der Perspektive eines nicht-digital arbeitenden Geisteswissenschaftlers nur von theoretischem Interesse, da diese neuen Quellen sich ihm nicht erschließen und er bei den alten Quellen nun neue Konkurrenten hat.

Hier helfen keine prinzipiellen Argumente, aber bei dem einen oder anderen vielleicht pragmatische: Infrastrukturprojekte wie Clariah sind darum bemüht, Instrumente zu bauen, die mit einer zumutbaren Lernkurve einige der digitalen Methoden für die Geisteswissenschaften allgemeiner zugänglich machen. Außerdem haben die Digital Humanities zurzeit auch außerhalb der Geisteswissenschaften Konjunktur, so dass es überraschend leicht ist, Kooperationspartner in technisch-orientierten Fächern zu finden.

Der ganze Prozess ist immer noch vom Basteln und Ausprobieren gekennzeichnet, nicht zuletzt weil gerade in den letzten ein bis zwei Jahren die digitalen Analysemethoden für Texte noch einmal erheblich verbessert wurden. Mit welchen digitalen Methoden welche interessanten Ergebnisse für die Geistes- und Kulturwissenschaften ermittelt werden können, ist eine weitgehend offene Frage. Aufgrund der bisherigen Ergebnisse und mit Blick auf die neu entstehenden Datensammlungen in den Bibliotheken und Archiven darf man durchaus optimistisch sein, zumindest aber sehr neugierig.

¹⁴ Daniel Allington, Sarah Brouillette und David Golumbia: Neoliberal Tools (and Archives): A Political History of Digital Humanities, in: Los Angeles Review of Books (01.05.2016), unter: <https://lareviewofbooks.org/article/neoliberal-tools-archives-political-history-digital-humanities/#!>